

❖ Heine und wir ❖

Heinrich Heine ist tot, es lebe Heinrich Heine!

In der Tat müssen auch seine giftigsten Widersacher zähneknirschend gestehen, daß der Dichter zwei Menschenalter nach seiner Bestattung lebendiger ist denn viele der Lebenden. Sein Lied klingt von Mund zu Mund, sein Wort wirkt wie für unsere Kämpfe geschrieben, und sein Name bleibt eine Losung beim Zusammenprall der Parteien und der Weltanschauungen. Dabei haben seine Segner in ihrem Grimm jahraus, jahrein kein Mittel unversucht gelassen, einen stummen Hund aus ihm zu machen, aber keines hat verfangen. Strebten sie seinem lästerlichen Lebenswandel vom erhabenen Standpunkt des deutschen Bierphilisters beizukommen, so war – zehnmal für einmal zugegeben! – Heine wirklich kein deutscher Bierphilister und hatte, kein weißgewaschener Engel, sondern ein sehr irdischer Mensch, neben seinen Himmeln auch seine Höllen. Eitel, launisch, rachsüchtig, unbedenklich beim Gelderwerb und meist ohne die mindesten Gewissensbisse ist Heine als Vorbild sittlicher Lebensführung für den Sonntagschulunterricht durchaus ungeeignet. Aber Johann Christian Günther war nichts als ein verbummelter Student und verkam auf der Landstraße und in Schenken, und doch reicht der geringste seiner Verse näher an die Schwelle der Ewigkeit heran als alle Reimereien eines Joseph Magerath, der ein peinlich genauer, ein untadlig ehrenhafter, ein königlich preussischer Beamter gewesen all seine Tage und Nächte. Und François Villon entließ dem Salgen

und war auch sonst der beste Bruder nicht, und doch liegt über den Strophen, die er der dicken Margot oder einer anderen Dirne gesungen, tieferer und echterer Glanz als über dem korrekten Versgedrechsel eines François Coppée, dem der Polizeikommissar seines Bezirks das fleckenloseste Leumundzeugnis ausstellen konnte. So gilt auch von Heine das Wort, daß das Werk größer ist als der Mann.

Dieses Werk aber reicht vom Mittelalter bis in die Gegenwart, denn das Jahrhundert, in dem des Dichters Wiege stand, kannte noch die Greuel der Hefenverbrennung, und später war er den Männern freund, die der größten Volksbewegung unsrer Tage Weg und Ziel wiesen. Daraus erklärt sich die scheinbare Zwiespältigkeit seines Wesens, die sein französischer Freund Gerard de Nerval dahin faßte, daß Heine zugleich grausam und zärtlich, naiv und perfid, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, geistreich und malerisch, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär sei, und auch mit des Dichters eigener Meinung, zu seinem Unglück sei er in der Welt immer zu früh gekommen, hat es etwas auf sich. Nicht der Mund einer bestimmten Gesellschaftsschicht in einem bestimmten Abschnitt war er, sondern der gewaltige Kampf dreier widerstreitender Mächte, der seine Zeit erfüllte, wurde auch in seiner Brust ausge tragen. Während die Welt der blanken Ritter und der Frauen minnehold in romantischen Tönen, wie des Knaben Wunderhorn sie barg, zu und aus ihm sprach, wurden die großen bürgerlichen Gedanken von 1789 in seinen Schriften zum erstenmal in Deutschland beredtes Dichterswort, und wiederum das Bürgertum als verfaulte Schicht verwerfend, ließ er dem Hungerschrei der arbeitenden Massen ergreifend Gestalt. Die blaue Blume blühte ihm dicht neben der Barrikade, und wenn er nichts ganz und ungeteilt war, nicht Romantiker, nicht Bourgeois und nicht Kommunist, so galt letzten Endes sein Zukunftsglaube doch den namenlos dunklen Scharen, die fünf Jahre nach seinem Tode Lassalle zur Eroberung der politischen Macht aufrief. Da sein dichterischer Genius jene drei großen Geistesrichtungen in der höhern Einheit der Kunstschöpfung zu

verschmelzen wußte, kam Heine zu der einzigartigen Rolle in der deutschen Literatur, die er selbst scharf genug erkannte: „Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik von mir eröffnet ward.“ Aber gehören die besten seiner Großstadtliebeslieder zu dem Besten unseres lyrischen Bestandes überhaupt, so lange deutsch gesprochen und gesungen wird, ebenso sehr wie der große Dichter war er in einer lauen und trägen Zeit der große Aufrüttler, der rüstige Trommler, der fröhlichste Bürger derer, die kommen werden. Er glaubte an die Zukunft, da für alle Menschenkinder Brot und Zuckererbsen, Schönheit und Lust wachsen, und half sie entschlossen und bewußt vorbereiten.

Weil sein heller und scharfer Geist noch heute nach diesen Zielen hin aufstürmt und fortweist, – Vorwärts! Vorwärts! – ist der Name Heine Staatsministern und Konsistorialräten, Junkern und Muckern ein Greuel wie all denen, die er zu Lebzeiten mit lächelnder Grazie auf seinen spitzen Federkiel gespießt. Zuweilen allerdings bezwang die Gewalt seiner Worte auch jene, die auf der Menschheit eingebildeten Höhen wandelten. Von der unglücklichen Kaiserin Elisabeth mit ihrer schwärmerischen Vorliebe für den Lurlei-Sänger ganz zu schweigen, hatte Metternich sich gern in den süßen und melancholischen Gewässern Heinescher Lyrik gebadet, und der gestürzte Bismarck pflegte sich in der Verbissenheit seiner machtlosen Tage an Heines galligsten Strophen zu erbauen. Aber unbeschadet dessen hatte der Bundestag unter Metternichs Vorsitz durch den berücktigten Beschluß von 1835 das Schaffen des Dichters in Bausch und Bogen verjemt, und kaum anders ging Bismarcks Sozialistengesetz seinen Schriften zuleibe. Wegen der Schloßlegende, die unhold mit dem Haus der Hohenzollern umsprang, wurde 1880 der siebzehnte Band von Heines gesammelten Werken überall in Deutschland von der Polizei mit Beschlag belegt, und selbst nach dem Fall des Ausnahmegesetzes steckte den deutschen Verlegern soviel Knechtsinn in den Knochen, daß sich bis auf diesen Tag das verpönte Ge-

dicht in den wenigsten Ausgaben findet. Auch in der Frage eines Denkmals für Heine hielt die hohe Obrigkeit mit ihrer urpreussischen Sinnesart nicht hinter dem Berge. Ende der achtziger Jahre hatte sich in Düsseldorf ein Denkmalsauschuß gebildet, und mit einigem Weh und Ach waren die biederen Stadtväter von Heines Geburtsstadt bereit, für das Standbild einen öffentlichen Platz herzuschicken. Aber kaum ward die Absicht ruckbar, kam der von dem Dichter so oft verhöhnte „Landsturm des Patriotismus“ mit Gott für König und Vaterland dagegen auf die Beine, die Junker schwangen die Dreschflegel, die Pfaffen die Weihwedel, und da just die antisemitische Bewegung ihre Hochflut erlebte, stimmten auch die Judenfresser in das Geheul gegen die geplante Ehrung Heines ein. Der Bürgermeister von Düsseldorf aber wurde bei seiner Anwesenheit in Berlin von dem preussischen Polizeiminister Eulenburg so barsch angeraunt, daß der Tapfere dem Denkmalsauschuß fluchtartig den Rücken kehrte und auch die Stadtverordneten ihre Zusage zurückzogen, mit der nicht üblen Begründung, daß jetzt schon ein Kriegerdenkmal in der Nähe des Platzes stehe. Ganz Europa lachte, und Heine kam um seinen Stein. Aber es war nicht schade darum, denn der unsterbliche Sängler der Freiheit kann gut und gerne in dem Deutschland eines Denkmals entraten, das jede gekrönte Null in Bronze gießt oder in Marmor aushaut.

Wie der Polizeifüßel läppisch nach dem leichten Geist des Dichters stach, so auch die flinken Federn, die emsig für Thron und Altar krizelten. Da Heinrich von Treitschke den schmetternden Stabstrompeter Hohenzollernschen Ruhmes abgab, konnte er nicht anders, als dem Dichter, der ungefähr das Gegenteil war, den Lorbeerkranz zerpfücken. So machte er in seiner Deutschen Geschichte aus Heine den „undeutschen“ und unselbständigen Schöpfer eines krankhaften „Zwitterstils zwischen Poesie und Prosa“ und schmähte ihn als den „Bannerträger jüdisch-journalistischer Frechheit“; den Dichter so recht von der Bierbank betrachtend, mußte er ihm besonders und noch dazu fälschlich auf, daß er niemals ein Trinklied gedichtet habe: „Nach Germanenart zu

zechen vermochte der Orientale nicht." Aber Treitschke war selbst zu sehr ein begnadeter Künstler des Worts, um zu übersehen, daß es sich bei Heine um einen wahren Dichter handelte, der in seiner Eigenart doch unerreichbar blieb: einen Dichter nannte er ihn, „der Schönheit ebenso mächtig wie der Niedertracht." Aus einer ähnlich rückwärts gerichteten Weltanschauung heraus quälte sich Diktor Hehn, Heine als ein „Talent der Nachbildung" abzutun und jammerte über das Unheil, das jener „durch Verwilderung des Geschmacks und Zerstörung der Unschuld des Herzens" angerichtet habe. Aber Männer wie Treitschke und Hehn durften sich wenigstens auf sehr ansehnliche, eigene geistige Leistungen berufen; was daneben und danach gegen Heine eiferte und geiferte, war belangloses Kropfzeug, der Erwähnung nicht wert und noch weniger der Widerlegung. Wenn heute Herr Adolf Bartels wie ein von schlechtem fusel trunknes fischweib gegen den Dichter lospöbelt, so rührt das nicht tiefer, als wenn einst der „große" Wolfgang Menzel gegen den „kleinen Juden Heine" seine Galle verspritzte: wo die Göttersage der Griechen auf den Kopf gestellt werden soll und ein Marsyas sich vermißt, den Apoll zu schinden, sagt ein Lächeln der Verachtung und des Mitleids übergenuß.

Im Namen der bedrohten Sittlichkeit, der gefährdeten Kunst und des geschädigten Deutschtums ging und geht stets diese Schmutzschleuderei gegen den „Messias des unsere Jugend verseuchenden Literaturjudentums" von statten, aber so oft dabei Goethe gegen Heine ins feld geführt wird, schaut der politische Pferdefuß des Treibens deutlich hervor. Von dem Heine, der Sturm läutet, will man die Jugend zu dem Goethe weglocken, dem die Burschenschaften um 1820 als einem großen Einschlüßerer ihr Perent darbrachten, gegen den Heine, der ungestüm wider ererbtes Unrecht und überlieferte Narretei ankämpfte, möchte man den Goethe auspielen, der nach einem dieser Heine-Verkleinerer „überall das historisch Gewordene und Gewachsene als etwas Vernünftiges und Göttliches respektiert". Wenn man in diesem Zusammenhang dem Lyriker Heine den Platz dicht hinter dem Lyriker Goethe zugunsten Mörikes bestreitet, und

zwar weil der Schwabe mit Treitschkes Wort „recht eigentlich ein zeitloser Dichter, in allem ein Widerspiel des jungen Deutschland“ ist, so heißt das einmal chinesisches Rang- und Kastenwesen in die Literatur einführen, und zum zweiten hat der Angefochtene ein für allemal solch läppischen Streit entschieden: „Nichts ist törrichter als die Frage: welcher Dichter größer sei als der andere? flamme ist flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze“, und nur darauf kommt es letzten Endes an, welche flamme heller loht und weiter leuchtet. Da ist es nun vollends Unsinn, Mörike und Heine in eine Reihe zu rücken, denn jener, ein lieblicher flötenspieler unter Blumen und Büschen, unter Lerchen und Immen, sah doch die Welt nur aus dem Dachfenster eines schwäbischen Pfarrhauses an, während sich dieser an dem glühenden Brennpunkt aller neuen und großen Ereignisse zu Tode sieberte.

Wenn mit dem verlogenen Vorwurf undeutscher Gesinnung und Art gegen Heine nie geklagt wird, erkennen doch die ehrlicheren unter seinen Segnern Deutschtum und Deutschheit dessen unumwunden an, der der deutschen Sprache neue Möglichkeiten geschaffen hat. Hebbel, der auch den mißtrauischsten Judenfressern arisch-germanisch genug ist, nannte ihn einen „echten deutschen Dichter“ und ähnlich gab Treitschke zu: „In den Stunden, da er ein Dichter war, empfand er ganz deutsch.“ Darüber hinaus hieße es sein Andenken schänden, wollte man ihn gegen jene Schmähung nur verteidigen, denn er hat mit seinem Ruhm Deutschlands Ruhm gemehrt und dem deutschen Geist neue Provinzen erobert. Allüberall in der weiten Welt denkt man bei Erwähnung der deutschen Literatur zuerst an Heine, Angelsachsen und Amerikanern, slavischen und skandinavischen Völkern gilt Heine und nicht Goethe oder Schiller als bevollmächtigter Vertreter der deutschen Kultur, und wie heute seine Werke in die meisten Sprachen übersetzt sind, waren die ersten deutschen Sätze, die vor rund achtzig Jahren ins Japanische übertragen wurden, ein Heinesches Gedicht.

In den romanischen Ländern reicht Heines Einfluß noch weiter und greift am tiefsten in Frankreich. Dort ist sein

Geist schier so lebendig wie in Deutschland und spielt heute erst seine eigentliche Rolle als Vermittler zwischen den beiden Völkern und Ländern; Marcel Prévost sprach dem Dichter einmal den Dank aus im Namen der jungen Leute der zweiten Jahrhunderthälfte, denen er die Liebe gelehrt habe, „Träne für Träne und Kuß für Kuß“, und wie sein geschliffener Wit nicht selten in den Spalten der Tagespresse funkelt, so leuchtet der süße Schmelz seiner Verse in der französischen Lyrik wieder auf. Schon Theophile Gautier konnte sich seiner Einwirkung nicht entziehen, Paul Verlaine führte die Form des Heineschen Liedes in Frankreich ein, und gerade die jüngsten Symbolisten von Jean Moréas bis zu Jules Laforgue, dem „französischen Heine“, zeigen sich von ihm befruchtet. Allerdings ist auch manches Mißverständnis bei seiner Schätzung mit untergelaufen, so, wenn Thiers ihn den geistreichsten Franzosen seit Voltaire nannte, oder wenn ihn Sainte-Beuve für die Franzosen einforderte gleich den im achtzehnten Jahrhundert verwelkten Deutschen vom Schlage Grimms. Aber nach der Art Grimms war weit eher Alexander von Humboldt Franzose geworden als Heine, über den heute das Urteil der meisten berufenen Franzosen mit dem seines Biographen Ducros übereinstimmt: „Si Heine a aimé Paris et la France, il est, avant tout, un poète allemand.“ „Wenn Heine Paris und Frankreich geliebt hat, ist er doch vor allem ein deutscher Dichter.“ Als deutscher Dichter ist er denn während des Weltkrieges grober Anfeindung nicht entgangen. Da 1871 nach der großen Niederlage Frankreichs Gautier um die Trümmer der Tuilerien spazierte, antwortete er, befragt, welchen Platz unter den zeitgenössischen Dichtern er Heine einräume, ganz verwundert über die Frage: Den ersten natürlich! In der von Heine vorausgesehenen gewaltigen Weltkatastrophe – er hatte aufmerksam die Bildung „großer kompakter Staatenmassen“ beobachtet und den Kampf dieser kolossalen Kämpen um die Welt hegemonie prophezeit – ist diese edle Vorurteilslosigkeit gegen den Dichter eines feindlichen Landes ein seltneres Gewächs. Auf der einen Seite boten gallische Chauvins Heine als Schwurzeugen gegen deutsches „Barbarenum“ auf und deuteten den Haß in der Geschichte der

Religion und Philosophie in Deutschland, der von der Erhebung des altgermanischen Pantheismus gegen das Christentum spricht: „Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome“, als Voraussage des Tags, da der deutsche Generalstabsbericht meldete, daß die Kathedrale von Reims im Schußbereich unserer Geschütze liege. Auf der andern Seite schmächten gleich verdrehte Chauvins, auch er sei von preussischem Korporalsgeist nicht frei gewesen, und brandmarkten ihn gar wegen der Vorrede zum Wintermärchen, die von der weltbefreienden Rolle des deutschen Gedankens schwärmt, als tollwütigen Alldeutschen, der von der Weltherrschaft der „Boches“ geträumt habe – wehmütiges Los des Dichters, der bis zum letzten Atemzug für die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gewirkt!

Allem Gezänk entrückt dagegen ist Heine im Familienleben der klavierbesitzenden Schichten des deutschen Volkes. Keiner unserer Dichter ist so oft und so niedlich unter Musik gesetzt worden wie er, – an die fünftausend reicht die Zahl der Vertonungen seiner Gedichte heran – und dank dieser Sangbarkeit seiner Lieder lebt er in der deutschen Mittelklasse von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Derart wurde der Dichter zwar durch eine Zeit hindurchgerettet, in der im Zeichen des Gründungsschwinds das Echte auf allen Gebieten von Kahngold verdrängt wurde, und in der sich das deutsche Bürgerhaus an dem lyrischen Kunsthonig der Julius Wolff und Rudolf Saumbach Magen und Geschmack gründlich verdarb, aber zugleich wurde er in dieser Umgebung selbst verkitscht und ver Süßlicht. Der Heine, für den am Klavizimbel der semmelblonde, deutsche Backfisch erglüht, ist ein betäubter Schmachtlappen – Du bist wie eine Blume! wurde am häufigsten, 255 mal, vertont! – und durch ein Meer von Schlagfahne geschieden von dem echten Heine, dem Sänger des zwanzigsten Jahrhunderts, und erst recht von dem politischen und sozialen Kämpfer. Dem Bedürfnis ihrer Leser sich anpassend, hat auch die für die gute Stube des Spießbürgers berechnete hausbackene Literaturgeschichte den politischen und sozialen Heine zugunsten eines zeitlosen und gefühlseligen Trällerers preisgegeben – das Schwert

ist ausgemerzt und nur der Dudelsack geblieben! Schon Julian Schmidt sprach ihm aus der platten Selbstüberhebung des Fortschrittsphilisters das Verständnis für „wirkliche Politik“ ab, und neuerdings rechnet ihm der brave Dr. Alfred Biese als mildernden Umstand an, daß er in seinen politischen Ideen ja nicht gerade zum äußersten geneigt habe, und fügt mit wohlwollender Salbung für höhere Töchter hinzu, daß sich selbst in der Romantischen Schule und in der Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland „manches Schöne, Gute und Wahre in anziehender Form“ finde – o Leierkasten der Leierkasten! Bei den Biographen des Dichters dieselbe Erscheinung. Der nicht nur der Zeit nach erste von ihnen, Adolf Strodtmann, schilderte in seinem tüchtigen Buch Heine noch mit vollem Bewußtsein als Kämpfer gegen rohe Gewalt und lichtscheue Dummheit und als „Schöpfer jener gefühls- und verstandesklaren Anzufriedenheit, die sich nicht wieder zur Ruhe begeben kann, bis eine bessere Grundlage des politischen und sozialen Gebäudes errungen ist“, die Karpeles und Proelß begannen schon eifrig mit der chemischen Reinigung des Dichters und lassen ihn höchstens als Streiter für einen lauwarmen „Philanthropismus“ gelten, und für ein müdes Geschlecht, das nur mehr genießen statt kämpfen will, und „sich beim Kunstgenuß durch Nebengeräusche möglichst wenig beirren zu lassen sucht“, ist Heine schließlich in der Behandlung Rudolf Fürsts zu einem blaffen Anhänger des Kaffeehausgrundsatzes: Kunst um der Kunst willen! entartet – eine „schreiend falsche Selbstcharakteristik“ ist es für diesen jüngsten Darsteller seines Lebens und Wesens, daß der Dichter sich einen braven Soldaten im Befreiungskrieg der Menschheit genannt. Wenn daneben im Gefolge der Elster und Hüffer ein Schwarm Philologen auf dem Felde der Heine-Forschung wackere Einzelarbeit geleistet hat, ist doch keinem der ganze Heine im Rahmen eines Weltbildes aufgegangen; selbst die offensten Köpfe unter ihnen wußten mit seiner Wendung gegen Demokraten vom Ausmaß Börnes nichts anzufangen und beschieden sich damit, daß Heine eben nur Dichter gewesen sei. Schon Ende der achtziger Jahre wurde für das Heine-Denkmal

damit Stimmung gemacht, daß es dem Dichter, dem Lyriker gesetzt werden solle, und als im Spätherbst 1913 in Frankfurt am Main an verstecktem Plätzchen dem Verlästerten der erste Denkstein in Deutschland errichtet wurde, ward es nicht, wie Alfred Kerr zum fünfzigsten Todestag des „lachenden Kämpfers“ gefordert, ein Denkmal des Trostes, sondern auch fortschrittliche Mannesseelen sparten die klägliche Entschuldigung nicht, daß das Standbild nur dem Lyriker gelte, „der uns das Buch der Lieder geschenkt.“ So vollzog sich an dem Dichter ein schmerzliches Schicksal. Zu seiner Zeit mußte er sich mit allerhand „radikalem“ und „fortschrittlichem“ Gelichter herumschlagen, dem er zu sehr ein Künstler und zu wenig ein Tendenzbär war, und was sich heute „radikal“ und „fortschrittlich“ heißt, hebt zurück vor der Tendenz in seiner Dichtung, und müht sich zu vergessen, daß er auch noch andere Dinge besungen als die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne und noch für andere Ideale geslammt als für die Kleine, die feine, die Reine, die Eine.

Das Jahrzehnt nach des Dichters Tod, in dem die Revolution von oben Deutschland unter der preussischen Pickelhaube einte, war der Schätzung des echten Heine so ungünstig wie das Barbarenzeitalter der Gründerjahre, das eine Sintflut von Geschmacksverwilderung entfesselte. Aber auch der literarische Sturm und Drang, der in den achtziger Jahren die Welt auf den Kopf stellen wollte, und als wesentlich kleinbürgerliche Erhebung im Naturalismus verstandete und im Symbolismus verflatterte, wußte sich nicht recht zu Heine zu stellen. Die Urteile über seine Bedeutung schwankten auch hier hin und her. Für Hermann Conradi kündigte sich mit ihm eine neue Zeit an, und für Wilhelm Goelsche war er gar der „Märtyrer unseres modernen Realismus“, der sich zu einer der Wirklichkeit angepaßten Kunstform loszuringen versucht habe, aber die fanatischen Wirklichkeitsabklatscher verwarfen ihn wegen seiner Romantik und die Antisemiten dieses Sturms und Drangs wegen seines Judentums. In Michael Georg Conrads Gesellschaft, dem Leitblatt der ganzen Bewegung, wurde er bald als Urbild dichterischer und künstlerischer Verlogenheit in Grund und Boden ver-

donnert, bald als Überwinder des Klassizismus durch den Varietéstil in den Himmel gehoben. Aber wie seine lyrische Form unserer Dichtung in Fleisch und Blut übergegangen ist und wie seine Weise über Scheffel und Griesebach bis zu Holz und Henckell auf hundert deutsche Lyriker wirkte und weiter wirkt, so erkannte, wer von diesen Jüngstdeutschen selbst ein Künstler war, begeistert den großen Künstler an. Der als Philosoph dieses Geschlechts galt und bei allem Wirrsal seiner Übermenschentheorie ein Meister der Sprachkunst von zwingender Gewalt war, Friedrich Nietzsche, nannte Heine „keine lokaldeutsche, sondern eine europäische Begebenheit“ und feierte ihn als „das letzte Weltereignis der Deutschen“, Detlev von Liliencron, dessen Herzen andere Dichter näher standen, neigte sich ihm huldigend in lustigen Neujahrsversen: Ich bin sein geringster Schüler!, und in einem Gedicht Richard Dehmels bestimmt ein kunstsinziger Fürst, daß Heine sein Denkmal erhalte:

Der kranke Jude und der große Künstler,
Der unsre Muttersprache mächtiger sprach
Als alle deutschen Müllers oder Schulzens.

Aber dem großen Bestreuer gilt auch solche Verehrung selten, dem Alfred Kerr, der beredteste unter den Dolmetschern für den Kämpfer Heine, nachrühmt, „daß man seiner gedenken wird, wenn der letzte Rest Barbarentums über der Erde Rand fiel und neue Seelen aufrichtiger dahinschreiten“.

So gedenkt seiner heute die Arbeiterklasse, die stets in Wehr und Waffen ist, die Erde von den letzten Resten Barbarentums zu befreien. Nicht in Unkenntnis dessen, was sie von Heine trennt, sieht sie die blitzenden Klänge in seiner Prosa, hört sie die stürmenden Glocken in seinen Versen, und das Lebendige, Ringende und Zukunftsfrohe in ihm ist es, was sie immer wieder zu dem Dichter hinzieht. Der junge Arbeiter sitzt mit heißen Wangen über seinen Werken, die Arbeiterblätter bringen wieder und wieder seine Gedichte und schmücken ihre Spalten mit Stellen aus seinen Schriften, die Arbeitergesangsvereine schmettern seine kecken Revolutionslieder hinaus, in den

Arbeiterversammlungen wirkt oft einer seiner schlagkräftigen Sätze wie eine Handgranate gegen Funker und Pfaffen, und Henri Lichtenberger merkt in seinem Buch als wesentlich an, daß Bebel in den Zukunftsstaatsentwürfen von 1893 am Schlusse seiner großen Reichstagsrede mit den Versen des Wintermärchens den Himmel den Engeln und den Späßen preisgab.

Mit Recht lebt keiner unsrer großen Dichter unter den Dächern der kämpfenden Armut ein so frisches und unmittelbares Leben wie Heine, denn aller Jugend gehört er, und die Arbeiterklasse, die stürmisch hinter den verdrängten und verbrauchten Schichten der Gesellschaft herdrängt, ist die Jugend der Welt. Darum grüßen die vielen Millionen des deutschen Volkes, die in diesem Zeichen entschlossen vorwärts marschieren, Heine nicht nur als den unsterblichen Sängern hinreißender Liebeslieder, sondern ehren ihn auch, wie er geehrt sein wollte, als den braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit.

Er war das Schwert, er war die Flamme!

